

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 30

Artikel: Geständnis eines Renegaten
Autor: Tschudi, Fridolin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-501620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

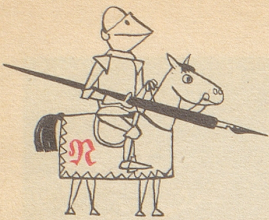
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ritter Schorsch sticht zu

Die Guillotine

Im Pariser Justizpalast gibt es ein Polizeimuseum, das Ritter Schorsch keineswegs der überwältigenden Kollektion ingenieuser Marterwerkzeuge halber in plastischer Erinnerung steht. Unvergesslich blieb ihm vielmehr die folgende Szene: Als er dort an einem regnerischen Morgen behutsam die Türe aufdrückte, sah er den ihm wohlbekannten Wärter, einen ausgedienten Weltkriegsveteranen von 1914/18 an seinem Tischchen in eine anscheinend ungeheuer faszinierende Beschäftigung versunken. In regelmäßigen Abständen waren zwei Laute zu hören, ein harter und tiefer vorerst, dem unmittelbar ein spitzer und sehr viel leiserer folgte. Ritter Schorsch, der behutsam ein paar Schritte näher trat, sah den Wärter eine Miniaturguillotine bedienen. Das Fallbeil stürzte auf eine kleine Metallfigur, deren Kopf auf eine Blechplatte ein paar Zentimeter nebenan prallte. Der Schlächter kauerte mit zusammengekniffenen Augen und einem böartigen, verzerrten Grinsen hinter seinem Apparätchen und flüsterte, so oft der Kopf sprang: «Voilà!» Ritter Schorsch weiß nicht, wie lange er noch Zeuge dieses trockenen Enthauptungsprozesses gewesen wäre, wenn er sich nach ein paar Minuten nicht kräftig geräuspert hätte.

In unserer zwar keineswegs blutrünstigen, aber deswegen noch lange nicht humanisierten Gesellschaft ist weder die große Guillotine im Schwang, noch gibt er ihr kleines Abbild als Spielzeug. Aber guillotiniert wird dennoch – nur fließt dabei kein Blut. Die physischen Enthauptungen sind durch psychische ersetzt. Das ist zweifellos insofern ein Fortschritt, als auf diese Weise keine Menschenleben mehr ausgelöscht werden. Wer solcherart erledigt ist, darf weiterexistieren. Aber ist ein derartiges Liquidationsverfahren wirklich um so vieles beglückender?

Wenn Ritter Schorsch, wie es zu seinen täglichen Pflichten gehört, in unserer Presse Umschau hält, dann trifft er häufig auf Gutes, immer auf eine Menge Dürftiges und leider zunehmend auf eine Kategorie von Schreibern, die ihn an den Museumswärter im Pariser Justizpalast erinnert – zumindest, was das Tempo der Exekutionen und die Miene des unblutigen Schlächters betrifft. Die Kombination der hoherhabenen Distanziertheit mit einem zugleich kaltschnauzigen, burschikosen und lässigen Liquidationsverfahren scheint sich als Erfolgsrezept herumgesprochen zu haben.

Natürlich kann kein Kenner unserer Verhältnisse der Meinung sein, hierzulande gebe es außer in Bagatellfällen nichts zu bemängeln. Wir brauchen die Auseinandersetzung, und wir brauchen vor allem die fundierte Kritik. Zu vieles wird bei uns beflissen beschwiegen, zu vieles obenhin beschwätzt, zu vieles übersehen, was sich mit Nutzen bedenken ließe. Wir haben nicht ein Uebermaß, sondern einen Mangel an mutiger und genauer publizistischer Herausforderung. Aber diesem Mangel ist aus der Pose des hochnäsigen Unbeteiligten, der die Uebelstände lediglich für Glossenfutter hält, gewiß nicht abzuhelfen. Die Demokratie erträgt zwar diese Sorte hämischer Exekutanten, wie sie in begrenzter Zahl auch die Skandalhyänen erträgt. Aber dienstbar sind sie ihr nicht. Und sie wollen es auch schwerlich.

Die feuilletonistisch verbrämten Erledigungsbemühungen dieser Sorte von Publizistik sind, entgegen der Meinung ihrer

zumeist überaus empfindlichen Hersteller und ihrer ebenso unpolitischen wie unkritischen Anhängerschaft, in den meisten Fällen nicht einmal stilistische Glanzstücke. Die Berufung auf Kurt Tucholsky und – o heilige Einfalt! – auf Karl Kraus ist ein provinzielles Mißverständnis. Es braucht nicht mehr als die genügende Dosis von Arroganz, eine überdurchschnittliche Schamlosigkeit, die Beherrschung des einschlägigen Jargons und etwas intellektuelle Wendigkeit, um sich im journalistischen Abbruchgeschäft einigen Beifall zu ergattern. Klatscher, die solcherart ihr eigenes blasiertes Abseitsstehen gerechtfertigt finden und ängstliche Anbieterer, die sich die Bewahrung vor dem moralischen Fallbeil zu erloben hoffen, gibt es genug.

Nicht der zynische, nur der liebende, leidenschaftlich engagierte Kritiker taugt etwas. Keiner hat diese Behauptung in den letzten Jahrzehnten großartiger bestätigt als Bö.

Geständnis eines Renegaten

Ich bin bereits vor Wochen zu Straßenkreuz gekrochen und habe – darf ich's sagen? – nun selber einen Wagen.

Ich bin, anstatt snobistisch, sehr automobilistisch und deshalb nicht mehr länger ein Fuß- und Einzelgänger.

Auch ich bin jetzt ein klarer, normaler Fall von Fahrer und habe unterdessen das Gehen ganz vergessen.

Die graue Limousine ist sanft und heißt Sabine und gibt – darum der Name! – sich fein wie eine Dame.

Sie ist von bester Klasse, hat Charme, Noblesse und Rasse. Ich bin versucht, zu sagen: So wie der Herr – der Wagen!

Dem Motor und Getriebe gilt meine neue Liebe und ebenso nicht minder dem Kolben im Zylinder.

Mehr will ich nicht verraten ... Verzeiht dem Renegaten das kindische Gebaren und laßt ihn ruhig fahren!

Fridolin Tschudi